Kommentar

Das Vorbild

Von der Leyen muss Fehler eingestehen – gut für sie.

Montagsmorgens um 9.30 Uhr kommen die Journalisten des SPIEGEL zusammen, um über die fertige Ausgabe zu sprechen. Ein Blattkritiker hat das Wort, vor ein paar Monaten war es Ursula von der Leyen. Sie war unser Gast, über Gäste redet man nur Gutes, kein Wort würde hier über ihren Auftritt stehen, wenn sie etwas falsch gemacht hätte. Aber sie hat nichts falsch gemacht, gar nichts, sie war großartig. Ihr Tadel war berechtigt, ihr Lob natürlich auch, sie argumentierte klar und charmant. Eine Freude, ihr zuzuhören.

Warum eigentlich ist Ursula von der Leyen weniger beliebt als die Bundeskanzlerin, die doch eher spröde wirkt? Von der Leyen sei zu perfekt, heißt es immer wieder. Nicht ihre Politik in allen Punkten, aber sie selbst in allen Punkten. Promovierte Ärztin, sieben Kinder, das dritte Bundesministerium in zehn Jahren, den dementen Vater versorgt, ihren Ehemann zur Mitarbeit bewegt und an ihrer Seite gehalten, alles anscheinend mühelos.

Perfekt sein zu wollen und zu sollen, das ist für Frauen ein Thema, und zwar lange schon, man muss hier in großen historischen Dimensionen denken, die sich auf kleinem Raum so zusammenfassen lassen: Mit der Entstehung des Bürgertums ergab sich eine strenge Rollenverteilung zwischen Frau und Mann. Der Mann sollte in seiner Erwerbsarbeit so viel verdienen, dass er es sich leisten konnte, seine Ehefrau zu Hause an sich selbst arbeiten zu lassen: Konversation, Kleidung, Klavier und Körperpflege.

Von der Leyen hat in ihrer Zeit als Familienministerin mit der Einführung des Elterngeldes und der neuen Elternzeitregelung viel dafür getan, diese Rollenbilder zu verändern. Sie hat Müttern Mut gemacht, nach einer Geburt ohne schlechtes Gewissen in den Beruf zurückzukehren. Sie hat Männern Mut gemacht, ohne schlechtes Gewissen Familienarbeit zu übernehmen. Eine vorbildliche Politik war das, doch war sie selbst jemals ein Vorbild?

Das Bild, das in der Öffentlichkeit von ihr entstanden ist, war zu grandios, als dass es Identifikation zugelassen hätte.

Sie mag Schwächen eingeräumt haben, das Bild aber, das sie in der Öffentlichkeit von sich hat entstehen lassen, war zu grandios – siehe oben –, als dass es Identifikation zugelassen hätte. Ein Leben zu führen mit einem Beruf und Kindern und einer Partnerschaft und pflegebedürftigen Eltern bedeutet, ständig Fehler und Versäumnisse ins Selbstbild integrieren zu müssen. Frauen und Männer, die eine klassische Rollenverteilung verabredet haben, müssen ebenfalls mit Schwächen leben, nur können die meisten sich darauf berufen, dass ihre eigenen Väter und Mütter ähnliche Fehler gemacht haben – das entlastet. Menschen können durch ihren Umgang mit Fehlern zu Vorbildern werden.

Ursula von der Leyen wird des Plagiats verdächtigt. Selbst wenn sich am Ende herausstellen sollte, dass sie ihren Doktortitel behalten darf, lässt sich jetzt schon sagen, dass sie Fehler gemacht hat – sie hat das geistige Eigentum anderer Forscher nicht gebührend geachtet.

Der frühere Verteidigungsminister Karl-Theodor zu Guttenberg hat in seiner Promotionsarbeit 23 strafrechtlich relevante Urheberrechtsverstöße begangen. Das ist gravierend genug, aber er erklärte: „Der Vorwurf, meine Doktorarbeit sei ein Plagiat, ist abstrus.“ Und als die Sache ernster wurde, sagte er: „Ich habe diese Fehler nicht bewusst gemacht.“ Das war sein Ende.

Ursula von der Leyen muss das besser machen. Besser machen heißt in diesem Fall: den Fehler eingestehen. Für sie läge darin eine Chance.

Susanne Beyer

VroniPlag bislang an den Pranger gestellt, das sind mehr als die Hälfte der bislang auf der Plattform veröffentlichten Fälle. 33 der Arbeiten stammen allein aus der Berliner Charité, 23 aus Münster. Die Frage ist nun, wie die Hochschulen mit den Befunden umgehen sollen.

„Der Einführungsteil einer Doktorarbeit ist nicht nur eine Schreibübung“, sagt Volker Bähr von der Geschäftsstelle Gute Wissenschaftliche Praxis an der Charité. „Sich über ein Gebiet zu informieren ist Teil der Wissenschaft.“ Ein guter experimenteller Teil könne die Plagiate in der Einleitung nicht aufwiegen. „Ich halte es für durchaus denkbar, dass der Doktortitel in so einem Fall entzogen wird“, sagt Bähr.

Gerhard Dannemann, Professor für vergleichendes Recht an der Berliner Humboldt-Universität, sagt: „Alle objektiven Kriterien, die Gerichte bislang für den Titelentzug angelegt haben, sind hier erfüllt.“ Eine absichtliche Täuschung durch den Doktoranden sei nicht nötig für eine Aberkennung, sagt der Wissenschaftler, der bei VroniPlag mitarbeitet. Es genüge, dass er die Täuschung der Prüfer in Kauf nehme.

Nun liegt das Schicksal von der Leyens in den Händen der Medizinischen Hochschule Hannover. Dort wurde sie promoviert, und dort muss nun ein Gremium aus vier Medizinern und einem Juristen aus der Rechtsabteilung die Frage klären, wie schwer die Verfehlungen wiegen. Das letzte Wort hat der Präsident der Hochschule, der Molekularmediziner Christopher Baum.

Ihm steht eine schwierige Entscheidung bevor. Auf der einen Seite wäre es notwendig, mit der Unsitte der schludrigen medizinischen Doktorarbeiten zu brechen. Das hätte aber zur Folge, dass möglicherweise Hunderte oder sogar Tausende Ärzte ihren Titel abgeben müssten, weil sie ähnlich geschlampt haben wie von der Leyen. Dazu kommt, dass von der Leyen Kontakte zur Hochschule pflegt, sie sitzt dort im Kuratorium der Förderstiftung. „Frau von der Leyen ist zwar kein aktives Mitglied“, sagt Simon Brandmaier, Mitglied des Stiftungsrats und Personalratsvorsitzender der Hochschule. „Aber es wäre dennoch konsequent, wenn Sie jetzt vorerst alle Ämter ruhen ließe, die auch nur ansatzweise den Eindruck einer Einflussnahme auf die Gremien der Hochschule suggerieren könnten.“

Der Verteidigungsministerin stehen Wochen der Ungewissheit bevor. Die Prüfung der Dissertation sei eine „Kärrnerarbeit“, heißt es in Hannover. Aber es gibt auch Lichtblicke für die Ministerin. In der Erklärung der Hochschule heißt es, von der Leyen habe eine „klinisch-experimentelle Arbeit“ geschrieben. Will heißen: keine